

DEBATTE

MEINUNG LITERATUR

Kritiker Reich-Ranicki ist ganz milde geworden

Veröffentlicht am 28.06.2010 | Lesedauer: 7 Minuten



1 von 19

Starb im Alter von 93 Jahren: Marcel Reich-Ranicki. Er war Deutschlands berühmtester Literaturkritiker.

Quelle: pa/dpa

Seit er keine Autoren mehr zerreißt, wird er geliebt. Sagt Reich-Ranicki. Der Schriftsteller Hans Christoph Buch skizziert Stationen im Leben des Kritikers.

Ich war zu spät gekommen. Nicht fünf oder zehn Minuten, sondern 30 oder 40 Jahre zu spät. Genau genommen ist es 47 Jahre her, dass ich ihm auf der Tagung der Gruppe 47 in Saulgau erstmals begegnet bin. Marcel Reich-Ranicki saß in der für Kritiker reservierten ersten Reihe, flankiert von Hans Mayer und Walter Jens – in meiner Erinnerung war auch Ernst Bloch dabei –, und raufte sich sein damals noch dichtes Haar vor Entsetzen über den Text, den ich vortrug, eine Erzählung über eine archäologische Ausgrabung, die

buchstäblich im Sande verlief.

Erzählung ist zu hoch gegriffen: Es war die Parodie einer Kurzgeschichte, in der nichts passierte, eine Slapstick-Komödie, wie Enzensberger und Grass anmerkten, keine Darstellung typischer Charaktere unter typischen Umständen, wie Georg Lukács sie unter Anlehnung an Lessing und Aristoteles von der Literatur verlangt hatte. Aus dieser ideologisch verkürzten Sicht, die ich, ohne genauer nachzufragen, auch Reich-Ranicki unterstellte, war Kafka ein Irrlicht, faszinierend zwar, aber doch ein Irrlicht, Thomas Mann dagegen ein Fixstern, der, wie im 116. Sonett von Shakespeare, steuerlos dahindriftenden Dichtern Orientierung bot.

Reich-Ranicki erinnerte mich zu sehr an Lukács

Damals, im Herbst 1963, war ich 19 und verabscheute Thomas Mann, der drei Jahre zuvor noch mein literarisches Vorbild gewesen war, bevor Kafka ihn vom Thron gestoßen hatte. Deshalb mochte ich Reich-Ranicki nicht, dessen Ästhetik mich allzu sehr an die von Georg Lukács erinnerte, sozialistischer Realismus ohne das dazugehörige politische Programm, und dessen Verrisse namhafter Autoren wie Martin Walser und Heinrich Böll mir unfair erschienen; aber auch seine Lobeshymnen auf jüngere Literaten wie Thomas Bernhard und Rolf Dieter Brinkmann gefielen mir nicht – aus Konkurrenzneid vielleicht.

Trotzdem empfand ich Sympathie für Marcel Reich-Ranicki, als ich im Herbst 1968 miterlebte, wie Thomas Bernhard und Rolf Dieter Brinkmann ihn auf dem Podium der Akademie der Künste attackierten: „Mit Ihnen kann man über Erbsensuppe diskutieren, nicht über Literatur“, so Bernhard sinngemäß, während Brinkmann seinen Ruf als „angry young man“ glaubte bestätigen zu müssen, indem er angesichts eines Überlebenden des Warschauer Gettos nach dem Maschinengewehr rief.

Keine Gründerzeitvilla, sondern ein 60er-Jahre-Neubau

Später trafen wir uns bei den Jurysitzungen der SWF-Bestenliste in Baden-Baden, wo Marcel Reich-Ranicki, inzwischen von der „Zeit“ übergewechselt zur FAZ, mich zum Casinobesuch ermunterte mit der Aufforderung, eine Kurzgeschichte über Roulette zu schreiben – seit Dostojewski habe niemand mehr das Thema behandelt: Aus der

Kurzgeschichte wurde nichts, denn ich überzog meine Kreditkarte und verspielte das damals noch in bar bezahlte Honorar. Dagegen schien die am Frühstückstisch ausgesprochene Einladung, eine Gedichtinterpretation zu schreiben, nur ein schwacher Trost, erwies sich aber als äußerst folgenreich: So wurde ich zum Mitarbeiter der mittlerweile auf 33 Bände angewachsenen „Frankfurter Anthologie“, die für sich genommen schon das Vorurteil widerlegt, Marcel Reich-Ranicki sei auf erzählende Prosa abonniert und habe mit Lyrik nichts im Sinn.

Und jetzt das. 30 Jahre später sitzt er mir gegenüber auf dem schwarzen Nappaledersofa seiner Frankfurter Etagenwohnung, keine Gründerzeitvilla, wie ich vermutet hatte, sondern ein Neubau der Sechzigerjahre, und winkt ab wie ein erfolgsgewohnter Dirigent, der dem Applaus Einhalt gebietet, als ich ihm gegenüber meine Wertschätzung zum Ausdruck bringe: Meine Wertschätzung, jawohl, denn das Blatt hat sich gewendet, die Welt hat sich gedreht, und der Kritiker behielt recht mit seinen Plädoyers für gut erzählte Geschichten, wobei er sich primär als Anwalt der Leser, erst in zweiter Linie als Anwalt der Autoren verstand.

Absage an allzu verstiegene Experimente der Avantgarde

Sein beharrliches Eintreten für literarische Qualität, für eine lesbare und leserfreundliche Literatur, nicht zu verwechseln mit kommerziellen Bestsellern, war verknüpft mit der Absage an allzu verstiegene Experimente einer Avantgarde, die schon lange keine mehr ist. Stimmt das? Nein, das stimmt so nicht, und es genügt, an dieser Stelle die Namen Xavier Marías und Michel Houellebecq zu nennen, um zu sehen, dass und wie formale Neuerungen der Postmoderne in Texte jüngerer Autoren eingegangen sind, aufgehoben im hegelschen Doppelsinn des Worts.

An diesem Punkt winkt Marcel Reich-Ranicki müde ab, denn er liest keine Neuerscheinungen mehr, nur noch Klassiker, am liebsten den „Frankfurter Lokaldichter“ Goethe, wie er sagt, dessen in grünes Leinen gebundene Hamburger Ausgabe griffbereit im Regal steht. Er habe mehr als genug zu tun, die täglich ins Haus gelieferten Zeitungen und Zeitschriften zu sichten, fügt er hinzu, und ich frage mich, ob die Erschöpfung des Jubilars von den Strapazen des mit Bravour überstandenen 90. Geburtstags herrührt oder ob die Müdigkeit tiefere Ursachen hat.

Er kommt mir vor wie ein schlafender Drache

Der junge Heine verglich den alten Goethe mit der festlich angestrahlten Ruine des Heidelberger Schlosses. Aber ich bin nicht Heine, und Marcel Reich-Ranicki kommt mir vor wie ein schlafender Drache, der früher Feuer gespuckt hat, jetzt aber lieber Orakelsprüche von sich gibt: die Mitteilung zum Beispiel, dass sein literarisches Gedächtnis nicht angeboren, sondern antrainiert sei, weil er, anders als seine Klassenkameraden, Lessing und Schiller nicht als lästige Pflicht, sondern zu seinem Vergnügen gelesen habe.

Als wir auf das Berlin der Dreißigerjahre zu sprechen kommen, ist er plötzlich hellwach: Es stimme nicht, dass er in der Spichernstraße gewohnt habe, dort habe er nur kurz logiert bis zum endgültigen „Rausschmiss“ aus Berlin. Vorher habe er in der Güntzelstraße⁵³ gewohnt, das Haus stehe noch, und das Fichte-Realgymnasium am Bayerischen Platz besucht, bevor die Nazis die jüdischen Schüler von dort relegiert hätten.

Seine Vorliebe für Thomas Mann und Brecht sei bekannt

Das Buch, dessen Lektüre ihn als jungen Menschen am tiefsten beeindruckte, war Anna Seghers' „Das siebte Kreuz“, während er mit den Romanen des damals populären Jakob Wassermann nicht viel anfangen konnte. Seine Vorliebe für Thomas Mann und Bertolt Brecht sei bekannt, sagt Reich-Ranicki: Unter den Schriftstellern seiner Generation habe er verlässliche Freunde gefunden wie Wolfgang Koeppen und Siegfried Lenz, aber keinen Lieblingsautor und keinen Lieblingsfeind. Zu Martin Walser will er sich lieber nicht äußern: Nach all dem, was Walser über ihn gesagt und geschrieben hat, sieht er zu öffentlicher Aussöhnung keinerlei Anlass und keinen Grund.

Reich-Ranicki wird noch einmal hellhörig, als wir auf dem Umweg über Dickens und Dostojewski, Balzac und Flaubert – Zola schätzt er weniger – auf die Antike zu sprechen kommen. Meine Annahme sei richtig, es sei nicht von der Hand zu weisen, dass die Literatur seit über 2000 Jahren die immer gleichen Geschichten erzählt, kreisend um Liebe und Tod, Sexualität und Gewalt, wobei Letzteres Geschichte und Politik mit einschließt.

Heute schreibt er nur noch positive Kritiken

Selbst ein so angestaubtes Konzept wie die Theorie der drei Einheiten – Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung – des Aristoteles habe bis heute eine gewisse Gültigkeit bewahrt. Ob Dramen oder Romane, die gegen diese Regel verstoßen und in exotischen Welten, in ferner Vergangenheit oder Zukunft spielen, gelungen oder misslungen seien, wage er nicht zu entscheiden: Der Kritiker habe den Einzelfall zu prüfen – die Poetik des Aristoteles helfe dabei nicht weiter.

„Wie erklären Sie es“, frage ich Marcel Reich-Ranicki zum Schluss, „dass Sie früher heftig angefeindet, ja sogar gehasst wurden, während man Ihnen heute von allen Seiten Lob und Verehrung entgegenbringt?“ Die Antwort des Maestro ist denkbar einfach: „Seit ich keine Romane mehr schreibe, liebt man mich, denn von mir geht keine Gefahr mehr aus, und ich tue niemandem weh, da ich mit dem Romanschreiben aufgehört habe. Pardon, ich meinte mit dem Verreißen von Romanen. Heute schreibe ich nur noch positive Kritiken, und wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus!“

Ein Angebot von WELT und N24.

© WeltN24 GmbH

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/103044070>